

Thomas Heimgartner

Kaiser ruft nach

Nekrovelle

pudelundpinscher

Am 4. Oktober 1970 kam Kaspar Kaiser in Luzern zur Welt und krönte damit das Eheglück seiner Eltern Margreth und Heinz. Er sollte das einzige Kind ...

Zur Welt kommen und gleich krönen – als Kaspar Kaiser obendrein. Einen solchen ersten Satz hat kein Zuhörer verdient. Weder ich noch der unbekannte Abdankungsbesucher in der zweithintersten Bankreihe. Bis zu diesem Punkt der Feier hat er sich ganz zufällig oder aus Prinzip für mein Leben interessiert, jetzt gibt er auf und sucht im Dekor der Barockkirche nach Zerstreuung. Das Studium von Stuckaturen und Fresken ist lohnender als ein lieblos verfasster und näselnd verlesener Nekrolog.

Dabei wäre es nicht so schwierig. Meinetwegen könnte Yves mit *Cry Baby* beginnen, mit Janis Joplin. Ich stelle mir das effektvoll vor: »Cry Baby«, sagt er langsam und mit fast singender, Joplin-angenäherter Intonation. Bei »Baby« dreht er den Kopf zu Sara und fährt fort: »Das Lied mit der Aufforderung zum Weinen nahm Janis Joplin wenige Tage vor ihrem Tod am 4. Oktober 1970 auf. Heute weinen wir um Kaspar Kaiser, der an Joplins Todestag geboren wurde.«

Nicht, dass ich besonders viel von Joplins Musik gehalten hätte. Darum geht es nicht. Der Joplin-Einstieg würde mir zeigen, dass sich Yves beim Schreiben Mühe gegeben hat. Mühe, der Erinnerung eine Form zu geben. Mir zulie-

be, dem Publikum zuliebe. Joplin der Form halber, als inhaltsleerer Aufhänger? Ich hätte kein Problem damit. Jede Lebensgeschichte hat Verweise, die ins Leere gehen.

Zu manchen Dingen verliert man den Bezug erst mit der Zeit. »Was hat das in meinem Leben verloren?«, fragt man sich auf einmal. Das Foto mit dem Gesicht, an das du dich nicht erinnern willst. Der Terrakotta-Löwe im Setzkasten, der dir fremd vorkommt. Ein Ehering, der die falsche Gravur trägt.

Andere Dinge passen von Anfang an nicht zusammen. Mein Name und ich zum Beispiel. Ich habe nie erfahren, was meine Eltern sich dabei gedacht haben, einen im Oktober geborenen Jungen Kaspar zu taufen. Vielleicht sollte ich den Auftakt zu einem kaiserlich-königlichen Trio bilden. Melchior und Balthasar blieben aus. Und ob der Einzelgänger Kaspar je Jesus begegnen wird, ist ungewiss. Bis jetzt hat er sich nicht gezeigt.

Was ich weiß: Yves' Einstieg ist missraten. Dies beurteilen zu können, maße ich mir an. Immerhin war das Nachrufen und Nachschreiben mein Beruf. Was mein Freund Yves nicht auf die Reihe bekommt, habe ich professionell gemacht. Zuerst bei der Zeitung, dann als Freelancer. Kaspar Kaiser, freischaffender Texter. Spezialgebiet: Nachrufe.

Offen gestanden: Der Schritt in die Selbständigkeit brachte mir kein zusätzliches Sozialprestige ein. Hatte ich

zuvor immerhin als eine Art Journalist gegolten, so war ich danach der gescheiterte Schreiberling, der sich als Texter prostituierte. Niemand sagte mir dies so, aber man dachte es. Vielleicht sogar Sara. Ich hätte es ja selber gedacht.

Um mein Minderwertigkeitsgefühl zu kompensieren, stellte ich mich an einer Journalistenparty mal als »Nekrologist« vor. Der positive Effekt blieb aus. Wer keine Ahnung von griechischen Wortwurzeln hatte, bekam Angst, sich bei mir mit einer heimtückischen Krankheit anzustecken. Wer eine Ahnung hatte, fand die Bezeichnung lächerlich.

Schon während meiner Tätigkeit für die Zeitung – ein unbedeutendes Regionalblatt – musste ich damit leben, dass der Seite mit den Todesanzeigen und Nachrufen nicht die Wertschätzung entgegengebracht wurde, die sie verdiente. Ich galt als redaktioneller Fließbandarbeiter, der eingesandte Nachrufe von den größten sprachlichen Schnitzern befreite und ab und zu einen eigenen Nekrolog schreiben durfte. Dabei war *Zum Gedenken* zusammen mit den Leserbriefen die meistgelesene Rubrik. Meine Kollegen hätten sich also besser gefragt, warum die von mir verantworteten Texte fleißiger gelesen wurden als ihre Artikel.

Die Eitelkeit von Journalisten ist berüchtigt, und ich kann nicht von mir behaupten, dass ich selber frei davon gewesen wäre. Umso mehr bilde ich mir darauf ein, dass mein journalistischer Ehrgeiz während mehrerer Jahre vor allem

darin bestand, fremde Texte so gut zu behandeln, wie wenn sie meine eigenen gewesen wären. Ich überarbeitete jeden noch so ungelentk formulierten Nachruf, bis sich niemand mehr für den Text schämen musste. Nicht die Zeitung, nicht ich, nicht der sprachschwache Bruder des Verstorbenen und – für den Fall, dass Jenseitige diesseitige Zeitungen lesen – auch nicht der Tote selbst.

Dass mein Einsatz für überflüssig gehalten wurde, machte mir der Chefredakteur mit der Kündigung klar. Wie nötig er war, wird mir wieder bewusst, wenn ich Yves' Nekrolog höre. *Den* Nekrolog – meinen eigenen.

Wir alle kennen dieses Das-hätte-ich-besser-selber-gemacht-Gefühl. Je länger ich Yves zuhöre, umso stärker wird es. Ich verlange eine Gegendarstellung. Eine, die sich nicht an die fünftausend Zeichen hält, die wir in der Zeitung für solche Texte vorsahen. »Nachrufe in Mundart, in Ich- oder Du-Form, im Stil von Traueransprachen oder in Gedichtform können nicht berücksichtigt werden. Die Redaktion behält sich Kürzungen und sprachliche Verbesserungen vor.« So hieß es in den Richtlinien, die ich mitverfasst hatte. Heute pfeife ich auf solche Einschränkungen. Ich pfeife auch auf die Tipps, die ich meinen Kunden gab. Schließlich geht es jetzt um mich. Wenn ich dichten will, dann dichte ich. Und zwar lauthals. Ich erzähle meine Geschichte und sage *ich*, wenn und solange ich *ich* sagen will.

Ich stelle mir vor, wie mein Text über die Lautsprecheranlage der Kirche ertönt und Yves' Stimme untergeht. Ich spreche lauter und länger als er. Ich rufe noch nach, wenn niemand mehr zuhören mag.

1. Im Werden

1970–1990

Kaspar war ein aufgeweckter Junge mit einem frohen Gemüt. Geliebt und umsorgt von seinen Eltern, durfte er eine sonnige Kindheit erleben.

Noch so sonnige Kindheiten sind in Nekrologen fast ausnahmslos blass. Wenn nicht gerade von Spitzensportlern oder Künstlern die Rede ist, bei denen sich schon in früher Kindheit die erstaunlichsten Talente offenbart haben, ist diese angeblich so prägende Zeit in zwei oder drei Sätzen abgehandelt. Gängig sind sorglose, behütete und ungetrübte Kindheiten. Von untherapierbaren Traumata, von Teufelsbraten oder Trotzköpfen ist selten die Rede. Vielleicht ist es ein Ausdruck von Pietät, dass die Zeit des Werdens nicht so viel Gewicht erhält, wenn die Zeit des Seins zu Ende ist. Vielleicht geschieht dies auch aus ganz praktischen Gründen: Es gibt oft niemanden mehr, der weiß, wie der Betreffende in der Kindheit war. Und wer es wüsste, schweigt lieber.

In meinem Fall ist das Fehlen von Gewährsleuten ein Teil des Problems. Meine Eltern kann man nicht fragen. Ihre Aussagen wären aber auch kaum viel spezifischer als die üblichen Nekrolog-Textbausteine. Sie würden nicht

zugeben, dass ich ein furchtbares Schreibaby war, während Jahren kaum einmal durchschlief und ihnen die Lust auf einen Melchior oder Balthasar gründlich verdarb. Sie würden nicht bestätigen, was offensichtlich ist, wenn man die Fotoalben durchblättert: dass ich nicht nur Sonnenschein in das Leben meiner Eltern brachte, sondern auch als hochwirksamer Alterungsbeschleuniger fungierte. Ich bin mir sicher: Es gibt nicht nur einen etymologischen, sondern auch einen kausalen Zusammenhang zwischen Eltern-Werden und Alt-Werden, sprich Augenringen, Falten, Haarergrauen und -ausfall. Wenn Sie jetzt den Verdacht haben, dass dies der Grund sei, warum Sara und ich keine Kinder hatten – vergessen Sie es. Unsere Kinderlosigkeit hat eher mit meiner Aversion gegen Tätowierungen zu tun. Davon vielleicht später mehr, vielleicht erst, wenn Sie mir schon nicht mehr zuhören.

Meiner Frau erzählte ich kaum etwas von meiner Kindheit. Ich schwieg beharrlich, wenn sie mich auf »die Zeit vor dem Unfall« ansprach, und sie war taktvoll genug, nicht nachzufragen. Sie hätte es nicht verstanden, dass mir die meisten Erinnerungen, die ich an Kindheit und Jugend hatte, peinlich waren. Sara hielt ihre Kindheit für die schönste und spannendste Zeit ihres Lebens, und sie ließ mich großzügig an ihrem Anekdotenschatz teilhaben. Ich verfüge über ein reiches Faktenwissen zu den frühen Jahren meiner

Für wertvolle finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung dankt der Verlag dem Kanton Zug, der Regionalkonferenz Kultur Luzern, der Stadt Luzern / FUKA-Fonds, der Einwohnergemeinde Baar, der Hürlimann-Wyss Stiftung Zug sowie der Alice und Walter Bossard Stiftung.

Lektorat: Severin Perrig
Umschlagfotografie: Andreas Grosz
Layout, Satz, Korrektorat: pudelundpinscher
Schriften: Bembo Book, Gill Sans
Papiere: Normaset Puro, Novatech
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno
Einband: Legatoria Mosca SA, Taverna

© 2019 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Wädenswil
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-906061-17-7

Der Verlag pudelundpinscher wird vom Bundesamt für Kultur mit einer Förderprämie für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland